

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 5 (1901)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Die Lachmöven auf dem Raterfeld  
**Autor:** Graf, Albert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573459>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 30.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„Und doch,“ wiederholte ich, „besitzt das Nachtlager im Walde auch seine Annehmlichkeiten. Wie oft ist es nicht das Los des Jägers, im öden Walde sein einsames Nachtlager zu bereiten und den Hund als Kopfkissen zu benutzen?“

Chacun à son goût,“ sagte er; „ich habe auch den meinigen, der in manchem von demjenigen Anderer abweicht. Sie haben heute Abend meine einfache Lebensgeschichte vernommen, wir sind unter eigentümlichen Verhältnissen zusammengetroffen und beide von diesen verdammten Wölfen bedroht worden. Wir werden uns noch oft treffen und gemeinsam gegen die Tiere des Waldes zu Felde ziehen. Sie müssen mich ganz und gar kennen lernen, nicht bloß als Jäger, sondern auch als Mensch. Hören Sie meine Lebensphilosophie:

Ohne Schatten — keine Lichter,  
Ohne Winter — niemals Lenz;

Ohne Feigheit — nie Vorbeeren,  
Ohne Frost — kein warmer Hauch.  
Ohne Sterben — niemals Leben,  
Ohne Hütte — auch kein Schloß.  
Ohne Leiden — keinen Trost,  
Ohn' Gezehe — kein Verbrechen;  
Ohne Sturm — nie Ruhe herrscht.  
Ohne Nächte — keine Tage  
Ohne Schmerzen — kein Gefunden,  
Ohne Grobheit — keine Feinheit,  
Ohne Thäler — niemals Hügel  
Ohne Wildnis — keine Auen,  
Ohne Sorgen — kein Vergnügen,  
Ohne Sünde — niemals Tugend.

(Fortsetzung folgt).

## Die Lachmöven auf dem Ratzersfeld.

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von Albert Graf, Zürich.

Ein trüber Novembertag hatte sich mühsam aus den Armen der nicht endenwollenden Nacht losgerungen. Grauschwarze Wolkenhaufen, die von einem wilden West gepfeift, thalauwärts jagten, hingens tief ins Thal. Kalt und frostig war die Luft, und ein feiner Sprühregen schlug heißend ins Gesicht, als wären die kristall'nen Tröpfchen all zu Eis erstarrt.

„Graufiges Wetter! Die nächsten Tage bringen Schnee, gestern sind seine Vorboten, die Schneevögel, im Juch und an der Limmat erschienen,“ rief Nachbar Matthias mit einem freundlichen „Guten Tag“ zu mir herüber. „Die Schneevögel? Von dieser Vogelart habe ich noch gar nichts gehört, wie sieht sie aus?“ warf ich fragend und halb zweifelnd ein. „Natürlich, Sie sind ja erst seit Frühjahr hier, Sie können diese ja noch gar nicht kennen,“ fügte er erklärend bei, „jedes Jahr, so einige Tage vor dem ersten Schnee tauchen sie plötzlich im Thale auf und so sicher als zwei mal zwei vier sind, folgt dieser ihnen auf dem Fuße nach.“

Vögel, die in der Wetterprophezeiung mit dem berühmten Falb sich messen konnten, waren mir ein Rätsel. Ich brannte vor Begierde, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, kaum mochte ich den ersten Glockenschlag erwarten. Sofort machte ich mich nach ihnen auf die Suche. Soweit aber das bewaffnete Auge reichte, nirgends fing es etwas Fremdes auf, durchs ganze Juch wohl Krähen, aber keinen einzigen der wetterkundigen Fremdlinge.

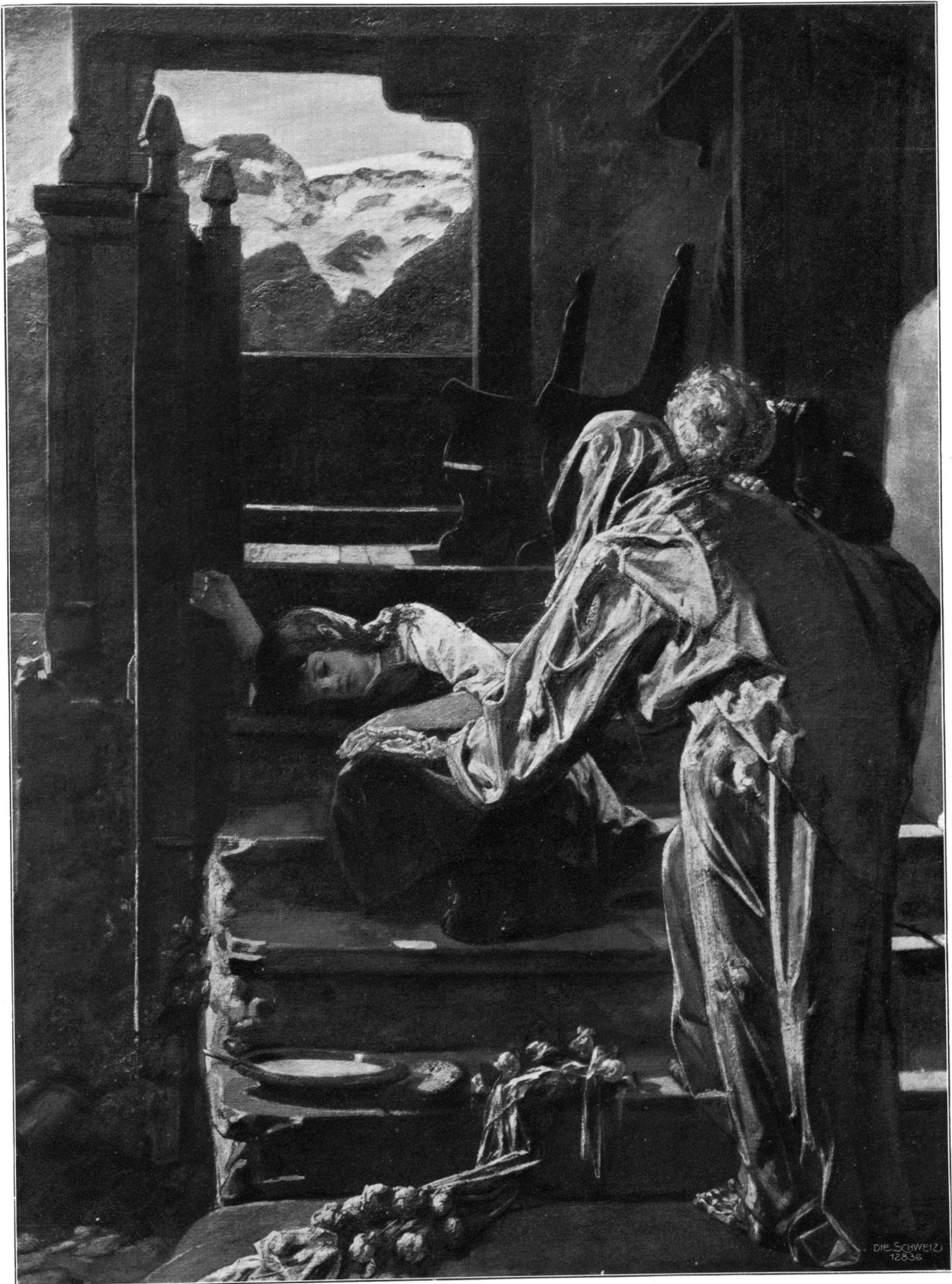
Noch was sind das für weiße Vögel dort oben unterhalb der Badenerstraße auf dem frischumgebrochenen Acker? Eine Gärtnerei soll dort erstehen. Am Ende ein Flug weißer Tauben! Sie fliegen auf, ein Wagen rollt thalwärts. Na, diese schneeigen Gestalten! Wie Niesenfloken wirbeln sie toll durcheinander! Diese langen, scharfgeschnittenen, sich nach der äußersten Schwinge hin stark verjüngenden Sensenflügel, der schlanke, silberne Leib, so fein gebaut, als wäre er vom Fisch erborget, das eigentümliche, seitdem schon oft bewunderte Flugbild, das den Dreizack vom Meer beherrschenden Neptun hinauf ins Lustreich zeichnet, der hübsche schwimmende Flug, das wilde schrille Kreischen! Alles so fremd, so eigenartig, so grundverschieden vom Thun und Wesen unserer gefiederten Genossen. Staunend schaue ich das wirbelnde Gewoge. „Diese Vögel,“ so fällt mir plötzlich ein, „hast du auch schon irgendwo gesehen.“ Blitzschnell durchfliege ich all die avifaunistischen Erinnerungen, immer weiter führen sie zurück, zurück in meine Jugendzeit, hinaus auf meiner Heimat weites Feld, richtig, da sind sie wieder.

Es war im Vorwinter des Jahres 1869. Da brachten Bauersleute, die ihre Weizrüben verspätet heimfuhren, die Kunde in das Dorf, daß ein ungeheurer Flug seltsamer Vögel, wie sie auf dem Ratzersfeld noch gar nie gesehen worden, sich auf den leeren Rüben- und Brachfeldern weidend tummle. Das ganze Dorf sprach von dem Ereignis und erging sich in allerlei Vermutungen über Art und Herkunft der Fremdlinge. Die Alten waren ob ihnen besonders aufgeregt, denn sie sahen in ihnen schlimme Boten böser Weltgeschichte. Unser Nachbar, des Salomönlis Großvater, ein uralte schwächliche Männchen mit weißen Ringellockchen um die Schläfen, behauptete steif und fest, sie prophezeien jenen erschrecklichen Krieg, den, wie sein

Vater ihm erzählte, eine Sonnambule schon längst vorausgesagt. Am Ende des Jahrhunderts, so gehe von ihr die Sage, werde ein Krieg entbrennen, groß und schreckhaft wie noch keiner. Auf unserm weiten Felde schlagen die entzweiten Völker ihre Schlachten. Blut werde dabei fließen, daß es die Erde nicht mehr trinke und man knöcheltief darinnen waten müsse. Noch ging diese unheilvolle Weissagung wie ein böses Gespenst in unserer Gasse um, als eines Abends die Beckenhannefin, eine weitentfernte, steinalte Base, in unserer Küche Einkehr hielt. Das war zwar nichts besonderes, denn so regelmäßig wie der Schmetterlinger Wächter jede Sylvesternacht in einem frommen Spruch unsere Familie Glück und Segen zum neuen Jahre wünschte, bis ihn der Vater zu einem wärmenden Schnäpschen lud, so erschien sie Woche für Woche, um nach bitteren Klagen über die schlechten Zeitläufe und die Verderbnis der jezigen Welt eine Spende aus dem Küchekasten zu empfangen. Kaum hatte sie die Thüre hinter sich geschlossen, so ging unter bedenklichem Kopfgewackel der Jammer los: „Nein auch, habt Ihr's auch schon gehört! Die fremden Vögel auf unserm Felde! Ach Gott, was die ausweisen! Was müssen wir noch erleben! Einen gräßlichen Sterbet, so wahr die Sterne am Himmel stehen! So stehts schwarz auf Weiß gedruckt in des Hanselis Jakob alter Chronik. In den Jahren . . ., die Zahlen kann ich weiß Gott nicht mehr behalten, so heißt dort, haben auch ganz fremde Vögel unser Land durchflogen. Das eine Mal erfolgte darauf große Kälte, Hungersnot und gefährliche Rebellion, das andere Mal ein Sterbend und Feuerung und das dritte Mal gar schädliche Wassergüsse, zornige Strahlwetter, ein flammender Komet und zuletzt haufete ein so erschrecklicher Sterbet, daß es kaum der Hände genug gab, die Toten zu begraben.“

So wie in unserer Gasse, grub man auch im Storchwinkel, in der Schmid- und Keßlergasse, allenthalben, wo sich noch Stützen der zu Grabe steigenden Generation vorfanden, emsig nach halberloschenen Erinnerungen, längst verschollenen Sagen und vergilbten Chroniken. Boten sie ähnliche Anknüpfungspunkte und mochten sie noch so albern und dem logischen Denken zuwider sein, man brachte die fremden Vögel damit in Verbindung und mit ihrer Hülfe setzte die geschäftige Phantasie des Volks die wunderbarsten Geschichten in die Welt. Die „bestandenen“ Männer schüttelten darob lächelnd ihre Köpfe; aber von Aberglauben waren sie doch nicht frei. Unter seiner Dächlkappe grübelte mancher über den Besuch der ungebeten Gäste nach und weil er davon nicht klüger wurde, dachte er: „Unsere Alten sind gescheidter denn wir; am Ende sind sie mit ihren Auslegungen doch im Recht.“

Nur wir Buben kümmerten uns wenig um diese unheilvollen Deutungen und um die geheimnisvolle Scheu, welche jene vor den Vögeln hatten. Sie waren da. Mochte noch so tiefes Dunkel über ihre Herkunft und ihren Namen schweben, das bedrückte unsere Gemüter nicht. Sehen wollten wir sie und wenn immer möglich, ein paar davon lebend oder tot in unsere Hände bekommen. Allerlei naive Pläne wurden für ihren Fang geschmiedet und fein ausgeklügelt. Am nächsten freien Schulhalbtage, es war an einem Freitag Morgen, rotteten sich früh die Buben unserer Gasse und einige wohlbeleumdete Genossen



**Orphanorum Consolator.**

(„Der Tröster der Waisen“.)

Gemälde von Ernst Stückelberg, Basel (1889).

Eigentum des Herrn Lucas Riggenbach in Basel.

aus ihrer Nachbarschaft zusammen. Niemand anders wurde mitgenommen. In wilder Hast, als gälte es unsern alten Erbfeind, die Lottstetter Huben, zu überrumpeln, slogen wir durchs Dorf. „Wohin? wohin? Ich komme auch mit!“ rief mancher sonst wohlgelittene Kamerad uns nach. Wir blieben verschwiegen wie das Grab und rasten weiter. Sprang einer dennoch mit, so warf ihn ein derber Stoß aus unsern Reihen und ein paar drohende Fäuste verleiteten ihm das Mitrennen. Draußen vor dem Dorf auf dem freigelegenen Gerzlerplatz hielten wir Ausschau und Kriegsrat. Bald signalisierten ein Paar scharfe Sperberaugen weit drunten in der Unterzegg im Alwandel, die soeben ihren Standort wechselnden Vögel. Mit „dort sind sie! dort sind sie!“ jagten wir davon, die Größten an der Spitze, die kleinsten schwer feuchend hinterdrein, querfeldein ohne Weg und Pfad, durch hohe Roggenfaat, durch kaum heraste Weizenäcker, durch Klee und Stoppelfeld dem Ziel entgegen. „O, mein Schuh! mein Schuh!“ tönte es bald da, bald dort, wenns durch frischgebrochene Ackerkrume ging und oft verschwand eines der springenden Männchen, an einem verborgenen „Schwirren“ stolpernd, in hochaufgeschossener Saat.

„Da herum setzten sich die Vögel nieder.“

Die wilde Jagd sieht. Schweißgebadet, mit zündend rotem Kopf, die Hände auf die hämmernde Brust und in die schmerzenden Seiten drückend, harren wir der Nachzügler. Der Eine und der Andere schleicht heimlich aus der Reihe, hebt einen Stein, speit ungehehen darunter; das heilt das böse Seitenstechen. „Aber wo sind unsere Vögel?“ Zuletzt entdecken wir sie weit außen, scharf heben sich die Silberleiber vom braunen Ackergrund. In weitem Bogen, so forderts unser Feldzugsplan, umkreisen wir den weidenden Schwarm und schleichen uns von allen Seiten langsam an ihn heran. Auf ein gegebenes Zeichen wollen wir ihn in raschem Lauf umzingeln und die Fremdlinge mit den mitgebrachten Stöcken niederschlagen. Unger zieht sich schon der Kreis, des Erfolges sind wir sicher. Wir rennen, aber da rafft sich ein Vogel auf, dort ein anderer und ehe wir uns recht versehen, wirbeln sie alle mit gellendem Gekreische und uns mit ihrem gelbgrünen Kot beweisend, empor. Mit weit aufgerissenen Augen, mit offenem Maul, stumm vor Staunen schauen wir den wilden Herrentanz hoch über unsern Häuptern. Ein geheimes Gruseln überkommt uns, all die schaurigen Mären schwirren durch die Köpfe. „Mit den Vögeln ist's wirklich nicht geheuer, so klug eingefädelt war der Plan, sie haben ihn gerochen, der alte Metzger Franz hat recht, nicht blos das Pulver, auch der Menschen Gedanken wittert das Teufelsvieh von weitem,“ so denken alle. Ganz unheimlich wird es uns zu Mut. Den kleinen Demut packt der Schrecken, beim Ausmarsch hat er ihrer wußt gelüffert. Er schreit und winzelt, als faßten sie ihn schon am Schopf. Auch bei andern, die leichtfertig darüber gespottet, regt sich das Gewissen. Ein Glück, daß sie sich unter immer weiterausholenden Kreisen rasch entfernen, nur noch wenige Augenblicke und all die kühnen Jagdgefellen wären flennend vor Angst davon gesprungen. Froh aufatmend, unser Hafensfuß, der Demut, mit den kotbeschnuzten Händen seine dicken Thränen im ganzen Gesicht zerreibend, folgen wir ihnen mit den Blicken. Oberhalb der Landstraße, in den Gischen, setzen sie sich von neuem. Mit der Größe der Entfernung wächst unser Mut wieder, eifrige Beratungen zeitigen einen neuen Angriffsplan. Eine Viertelstunde weit rennen wir feldauf, aber wie wir überm Straßenbord auftauchen, erheben sich auch die Verfolgten, um sich in größerer Entfernung wiederum zu setzen. Die vorreilige Flucht steigert unsern Eifer, aufregender wird die Verfolgung, um die Wette jagen wir mit ihnen kreuz und quer durchs Feld.

Noch immer tobt die wilde Jagd und doch ist überm Dorf die Mittagsglocke längst verklungen. Endlich befinnt sich einer: „Welche Zeit mag's sein? Wir müssen ja um 1 Uhr in die Schule!“ ruft er, Böses ahnend. Wie von einem Blitzschlag festgebant, so hält die Schar. Aerger als ein kalter Wasserstrahl wirken diese Worte auf die erhitzten Köpfe. Das Jagdfeber\* ist im Nu verrauht. Als sähe jedem der leibhaftige Gottseibeins in der Gestalt einer der verfolgten Vögel auf dem Rücken, so fliehen wir in banger Angst dem Dorfe zu. Bald stehen wir, uns gegenseitig musterd, im Tannenweg. Niederschlagend sind die Resultate. Schuhe und Strümpfe sind vor dem Kote nicht mehr zu erkennen, wie gemauert sind die schwarzen Zwilchhofen, die dick mit Kot behängten Franzen ihrer defekten

Säume baumeln wie Glockenschwängel um unsere Beine. Und erst unsere „zwillnen Schöpchen“! Auf jedem Rücken steht ein unglückverheißender Komet, der Kern, ein riesiges Schmutzplaster in der Weiche, der Schweif erst oben an den Klappchen sich verlierend, eine Flut trockener Kotspritze. In dieser Verfassung wagt sich keiner heim, wir waschen uns, so gut es geht, am Traubenbrunnen. Kaum sind die Sünden halb getilgt, so schreckt uns der Seppel Tobias vom Troge. Stolz wie ein Grenadier, mit überlegenem Lächeln, kommt er, den leinenen Schulack mit dem großen schwarzen Hirsch quer über der Achsel tragend, die Straße herauf. „Ja, willst du schon zur Schule?“ rufen wir im Chor. „Natürlich; was glaubt Ihr denn; es ist schon über halb eins; Ihr werdet von den Guren etwas hören!“ mahnt er voller Schadenfreude bei dem Anblick unserer sauberen Kleider. In wilderer Hast als wir, jeder nur auf sein eigenes Heil bedacht, stoben wohl die Mörder Albrechts nicht auseinander. Und gleich ihnen eilte jeder auf eigenem Wege der sühnenden Strafe in die Arme. Einen letzten Blick voller Wehmut und Entsagung warf ich auf des Seppel Tobis Leinensack mit dem schönen schwarzen Hirsch. Wie oft hatte ich daheim einen ähnlichen mir erbettelt! Wenn du dich brav und artig hältst, so wollen wir es dem Samiklaus jagen,“ lautete die zuletzt gegebene Verheißung. Wie jetzt aber die Blicke übers Köcklein gleiten, da denk ich traurig: „Ade, Samiklaus! ade, Sack und Hirsch! Wär ich nur erst in der Schule!“

Gleich einem armen Sünder trotte ich das Rüdweglein herauf und duckte mich recht tief hinter unsern Hagenbuchenhag, der ihm entlang läuft, damit mich die Meinen von der Stube aus nicht sehen und für mich nicht einen der schiefen Situation angemessenen Empfang zum vorneherein in Matschlag bringen können. Leis und behutsam wie auf ungefohlten Endesfinfen durchschleiche ich den laugen Gang, zögernd öffne ich die Thüre, die Unsern alle sitzen um den Tisch bei dem beendigten Essen. Noch heute sehe ich die entsetzten Mienen meiner Schwester, höre das Hohn-gelächter der drei Brüder, fühle die ernsten strafenden Blicke meines Vaters gleich Bleigewichten auf mir lasten. Er nimmt mich gehörig ins Gebet wegen des Verbleibs am Morgen. Stotternd, von Thränen und vom Schluchzen unterbrochen, erzähle ich die unheilvolle Jagd. Keine der erlittenen Unbill bleibt vergesen, Klag' um Klage regnets auf die fremden Vögel, die die Schuld an Allem tragen. Kopfschüttelnd hört der Vater meinen Anschuldigungen, der Komet auf meinem Rücken, die neumodige Schellentracht an meinen Hosen zwingen endlich ihn zum Lachen. Mit einem tüchtigen Verweis für meinen Vorwitz und meine Einfalt schließt die Beichte und grollend befiehlt die Schwester: „Mach das Sonntagskleidchen angezogen, so darfst du nicht zur Schule. Ich muß dich von zu oberst bis zu unterst waschen. Wären wir einmal so beige gekommen, man hätte uns zu Kot verschlagen.“ Obgleich ich sonst bei ähnlichen Vergleichen nicht lange nach einer Antwort suchte, schwieg ich jetzt wohlweislich, überglücklich so leichten Kaufs davonzukommen. Schnell schlüpfte ich ins saubere Gewand und unter Preisgabe des Mittagmahles folgte ich dem Vater noch rechtzeitig in die Schule. Nicht alle Jagdgefährten erfreuten sich zu Hause einer solchen Nachsicht; der Solgerner Hans hatte bedenklich verweinte Augen und als ich den Demut beim Schönschreiben leise fragte: „Du, wie ist's gegangen?“ schwieg er beharrlich, schnitt aber ein Gesicht, als hätte er soeben ein Duzend der bittersten Billen eingenommen. Auch von den andern sprach kein einziger mehr von den verwünschten Vögeln, was ebenso verdächtig war. Nicht minder waren sie auch mir verleidet. Doch spitzte ich die Ohren, wenn meine Brüder von ihrer Verfolgung durch erwachsene Personen erzählten. Diese waren bei ihren Jagden nicht glücklicher als wir, trotzdem sie ihnen mit Pulver und mit Blei zu Leibe gingen. Auf den Jauchewagen führten sie ihre alten mit Schuhnägeln geladenen Kollflinten ins Feld und suchten sich durch erstere gedeckt, möglichst nah an sie heranzumachen; aber keinem einzigen glückte ein Schuß. Erst nach mancherlei Schlichen gelang es dem Schneiderfranzzen Metzger, dem einzigen Jäger unseres Dorfes, endlich, ein Paar zu erlegen. Als Wundertiere wanderten sie zum Ausstopfer nach Zürich, als Lachmöven, die man in Zürich schon seit Jahrhunderten als Wintergäste kenne, kehrten sie aufs Kaszperfeld zurück. Jahre lang standen sie vor des Jägers Fenster neben ein Paar Ribitzen, die auf ihrem Zug dann und wann unser Feld berühren, zur Schau; aber Lachmöven ließen sich dort nie mehr blicken.